

Urs Frauchiger sagt, er sei durch seine singende Mutter und im Wald für das Hören sensibilisiert worden. Achtsam sein für alles, was geschieht, und differenzieren können, sieht er als Grundlage, aber auch als Ziel des Musikhierlernens und Musikmachens.

Die Offenheit gegenüber den Erscheinungen wecken

Interview: Pia Schwab — Urs Frauchiger blickt mit über 80 Jahren auf ein Leben mit vielen beruflichen Stationen zurück: Cellist, Mitglied des Reist-Quartetts, Musiklehrer, Dienstchef Musik und Studioleiter bei Radio DRS, Direktor des Konservatoriums Bern und Direktor der Pro Helvetia – und immer auch Schriftsteller. «Alles, ausnahmslos alles, was man in diesen Berufen tut – oder tun sollte –, ist Sensibilisierung», betont er.

Seine Bücher haben immer wieder Debatten über den Stellenwert der Musik in der Gesellschaft angestossen. Und immer wieder betont Frauchiger die Wichtigkeit des Hörens, eine Fähigkeit, die er von vielen Seiten bedrängt sieht.

Herr Frauchiger, was verstehen Sie unter Sensibilisierung?

Jeder Mensch ist sensibel, alle Menschen hören, auch die tauben. Aber schon Kinder haben oft nicht die Möglichkeit, die Fähigkeit auszubilden. Und ich bin nach wie vor ganz altmodisch der Meinung: bei Mutter und Kind, dort wäre es am Wichtigsten. Und heute zum Glück auch vermehrt mit dem Vater, den Grosseltern. Es geht um die Achtsamkeit für das, was geschieht, um die Fähigkeit zu differenzieren. Das führt dann bis zur Empathie, und das ist es, was verloren geht in der Gesellschaft allgemein, aber eben schon bei den Kindern.

Das andere ist das «Aufmerksam-Machen». Früher hiess es: «Du musst einfach gut sein und Gutes tun, alles andere kommt von selbst.» Heute kommt nichts mehr von selbst; auch das Beste geht unter im Tumult. Man muss um Aufmerksamkeit ringen, muss zeigen: «Seht, hört, das gibt es alles. Vielleicht ist es auch etwas für euch.»

Sagt man heute Sensibilisierung, weil man genug hat vom Schlagwort «Vermittlung»?

Genau so ist es – und schon wird man auch des Begriffes «Sensibilisierung» überdrüssig. Ich finde «Vermittlung» den besseren Ausdruck. Und zwar aus psychologischen Gründen. Wenn man «Vermittlung» sagt, sind da einerseits die Musik, die Kinder, die Erwachsenen und auf der anderen Seite jemand, der sie zusammenbringen möchte. Bei «Sensibilisierung» könnte man das Gefühl bekommen, dass sich jemand über die anderen stellt: «Jetzt kommt einer, der uns sensibel machen will.» Und was ist die gekränkte Reaktion: «Ich bin doch selber sensibel, was will der oder die?!» So weckt der Begriff innere – auch ganz unbewusste – Widerstände.

Mir ist der Ausdruck «Sensibilisieren» sympathischer. Mir scheint, da wird weniger getan als beim Vermitteln, da wird einfach Platz gemacht, damit etwas geschehen kann.

Es ist wohl letztlich die alte Frage: Was ist zuerst, das Huhn oder das Ei? Wenn nicht schon etwas da ist, dann kommt auch nichts dazu. So lernen wir doch!

Ob nun «Sensibilisieren» oder «Vermitteln», das «Hellhörig-Machen» und «Heranführen» ist seit jeher Ihr Anliegen.

Vor 60 Jahren haben wir mit unserem Streichquartett angefangen, in die Schulen zu gehen. Und der Musiklehrer fragte dann oft: «Könnten Sie nicht etwas zur Musik sagen?» Meine Kollegen fanden, ich könne am besten reden, und so habe ich es halt gemacht. Nicht einmal so besonders gern. Aber es

schlug ziemlich ein, und wir machten dann auch Schulfunk-Sendungen und kommentierte Streichquartett-Zyklen. Später wurde ich von Orchestern, von Festivals etc. für Einführungen angefragt. Da hörte ich dann von anderen Musikern immer dieselbe Litanei: «Was will der jetzt über Musik reden. Musik spricht für sich selber.» Diese Haltung gibt es heute zum Glück kaum mehr, im Gegenteil. Ich bin ja kürzlich Achtzig geworden und erlebe nun im Greisenalter, dass ich sagen möchte: «Hört doch auf, so viel über Musik zu schwatzen.»

Ist dieses Gerede vielleicht suspekt geworden, weil es oft im Hinblick auf höhere Zuhörerzahlen geschieht?

Kürzlich habe ich in *Kontext* auf SRF Kultur eine Sendung über Musikvermittlung gehört mit Irena Müller-Brozovic, Präsidentin des Vereins Musikvermittlung Schweiz und Dozentin für Musikvermittlung an der Hochschule der Künste Bern, und Johannes Fuchs, Leiter der Kinder- und Jugendprogramme beim Lucerne Festival. Es ging unter anderem um ein Projekt, bei dem die Kinder Songs über «klassische Stücke» machten, Rocksongs. Anschliessend wurden sie gefragt: «Wirst du nun in die Oper, ins Konzert gehen?» – «Eher nicht», meinten die Kinder. Die beiden Gesprächspartner sagten kluge Sachen, zum Beispiel, es sei falsch, wenn man einfach sensibilisieren wolle, damit mehr Leute ins Konzert oder in die Musikschule gehen.

Es gibt wohl auch kein Rezept, wie man so etwas machen muss. Mir ist aufgefallen, dass Jazzer und die neuen Volksmusiker es offenbar am besten können. Ob da die Ausbildung mitspielt? Sie spüren deutlicher, dass auch ihre Persönlichkeit, ihr «Auftritt», eine grosse Rolle spielt. Ein sehr guter Musiker sagte einmal: «Wenn der Solist die Treppe zum Podium hinaufgeht, weiss ich, wie er spielt.» Das ist bestimmt übertrieben, und doch hat es durchaus etwas.

Die musikalische Ausbildung schärft das Gespür für alle Lebensbereiche. Oft steht aber ein konkreter Nutzen im Vordergrund.

Immer wieder taucht die populistische Frage auf: Was bringt denn das? Damit haben schon die Geisteswissenschaften zu kämpfen. Wozu braucht es Philosophen? Pointiert gesagt: Man kastriert die Philosophen von Anfang an, lässt sie aber leben unter der Bedingung, dass sie rentieren und fruchtbar sind. Alles muss sich sofort in Zahlen auswirken. Ich selber habe damit angefangen vor 40 Jahren, habe vorgerechnet, was die Musik einbringt an Bruttosozialprodukt. Heute bin ich nicht mehr mit allem einverstanden. Aber damals musste man das, denn die Meinung herrschte vor: Das ist ja für nichts.

Wäre heute eher die Position nötig: Die Musik ist wichtig, weil es Musik ist?

Da bin ich vollständig einverstanden.

Wenn Sie unbeschränkte Mittel und Anordnungsbefugnisse hätten, was würden Sie tun, um für Musik zu sensibilisieren?

Unbeschränkte Mittel zur Verfügung sind der Tod jeder Kreativität, und Anordnungsbefugnisse,

also Macht, sogar der grösstmögliche Gegensatz zu Sensibilisierung.

Und was kann im heutigen Musikbetrieb tatsächlich getan werden?

Muss es unbedingt immer im «Musikbetrieb» sein? Wie schon gesagt, das muss viel früher anfangen, beim Kleinkind.

In Ihrem Buch «Verheizte Menschen geben keine Wärme» schildern Sie eine solche Szene.

Ja, ich habe dort geschrieben, man könnte doch mit einem Kind vor dem Einschlafen horchen, was man so alles hört, und Geschichten daraus ableiten. In einem Mehrfamilienhaus hört man vielleicht Frau Meier, die ein Bad rauslässt – wahrscheinlich ist es ein Schaumbad –, das klingt anders, als wenn einfach das Wasser läuft. Oder wenn bei Hubers der Hund rauswill und schliesslich gehen kann. Einfach diese Phänomene.

Wenn ich in Bubenklassen ging, habe ich oft einen Fussballmatch aufgenommen, nur die Geräusche. Und daraus mussten sie dann einen Matchbericht machen. Das kann man ja ziemlich mühelos. Tore hört man sowieso, aber auch Einwurf, Penalty, Foul, war es ein grobes Foul ... Man braucht nicht immer bei der Musik anzufangen. Ich habe das schon immer Gehörsensibilisierung genannt, *avant la lettre*.

Wenn man richtig höre, merke man, ob jemand lüge, schreiben Sie. In der aktuellen politischen Landschaft hat das eine ganz neue Brisanz.

Absolut, das kann man. Ich möchte keine exakte Wissenschaft daraus machen, aber es lohnt sich, darauf zu achten. Gerade heute, wo viele Fragen so komplex sind, dass nicht nur Dummköpfe nichts davon verstehen. Und gerade bei Politikern hört man doch, ob die irgendwelche Sprüche klopfen oder ob es fundiert ist, was sie sagen. Wenn man auf den Sound von Trump gehört hätte, hätte er keine einzige Stimme bekommen.

Hörenlernen braucht Zeit!

Ich habe ja 14 Jahre am Konservatorium Bern verbracht und hatte wunderbare Lehrerinnen und Lehrer. Eine Mehrheit gab ganz tollen Unterricht, aber das Hören kam etwas zu kurz: Du musst jetzt Klavierspielen lernen, nicht hören ... So sagte man es natürlich nicht, aber im Grunde lief es halt doch auf das hinaus.

Gerade auf dem Cello, wo die Distanzen auf dem Griffbrett so gross sind, ist das Hören noch wichtiger. Wenn man hört, wo man hinwill, trifft man den Ton auch. Und sonst ist das ja ein halber Meter, das kann man nicht treffen! Ich habe immer darauf gedrängt, dass die Kinder voraushören, was sie spielen.

In welcher Weise ging es in Ihrer Radiozeit ums Sensibilisieren?

Die Sendung *Top Class Classics* hatte eine Einschaltquote wie sonst nie eine klassische Sendung – weil sie auch ein unterhaltendes Element enthielt. Einmal wurde eine ausführliche Hörerforschung gemacht und festgestellt, dass gleichviel Primar-

Diesem Abstempeln und Siegerküren muss man entgegenwirken, es ist das Gegenteil von Sensibilisieren.

schul- wie Hochschulabsolventen, gleichviel Angestellte wie Leitende zuhören. Das – wurde in den Fussnoten bemerkt – sei völlig untypisch, könne gar nicht stimmen. Ich sagte in der Sendung nie, was gespielt wurde. Und dann bekam ich Anrufe von Musikalienhändlern, die mir vorsangen, was ihnen die Kunden vorgesungen hatten. Schon das empfand ich als Erfolg, dass man nicht immer gleich eine Etikette verteilt, sondern der Eindruck über das Hören und Reproduzieren weiterlebt und weitergegeben wird. Das schafft eine ganz andere Beziehung.

Was das Radio jetzt meiner Meinung nach ein bisschen vernachlässigt, sind die Interpretationsvergleiche. Das kann nur das Radio leisten und interessiert die Leute enorm. Es gibt noch die *Diskothek im 2*, eine ganz tolle Sendung. Aber die Frage «Wer hat gewonnen?», die neuerdings gestellt wird, empfinde ich als ungute Entwicklung. Damit sind die anderen Interpretationen automatisch Verlierer. Das widerspricht eigentlich dem Sinn dieser Sendung, bei der man lernen könnte, genau hinzuhören. Diesem Abstempeln und Siegerküren muss man entgegenwirken, es ist das Gegenteil von Sensibilisieren.

Wie wurden denn Sie sensibilisiert?

Bestimmt durch meine Mutter. Ich höre sie immer noch singen. Mein Vater sang immer *Die Winterreise*, begleitete sich selbst schlecht und recht am Klavier – aber er sang sie. Er nahm mich mit in die Kirche, wenn er Orgel übte. Wir lebten im Emmental, ganz abgelegen. Meine Eltern waren beide Lehrer. Auf drei Seiten des Schulhauses, in dem wir auch wohnten, war Wald. Dort wurde ich sensibilisiert. Das heisst: für Musik war ich es schon und vielleicht auch dadurch aufmerksamer, was im Wald passiert. Natürlich nicht nur über das Ohr, aber zu einem guten Teil doch über die Musik der Bäume, der Vögel, des Windes.

Hatten Sie eine Art musikalisches Schlüsselerlebnis?

Ich möchte sogar sagen: ein Urerlebnis. Wir hatten einen grossen Bakelit-Radio, der stand im Zentrum, es war zweiter Weltkrieg, da hörte ich das verstörende Gebrüll und Gegeifere der Nazis. Aber wir hörten auch viel Musik. Da sass ich also

einmal und spielte und dann brach etwas Überwältigendes heraus. «Was ist das?», fragte ich. – «Die Wahrheit. Das ist Casals!», sagte mein Vater. Das ist mir ein Leben lang geblieben. Es ist verrückt, wenn ein Ton daherkommt und man sagen muss: So etwas habe ich noch nie gehört. Darum wollte ich auch Cello spielen. Ausgehend von dieser Erfahrung betone ich auch immer: Das Wichtigste ist, dass das Kind das Instrument selber wählen kann.

Haben Ihre Bücher eine sensibilisierende Absicht?

Absicht ganz bestimmt. Ob auch Wirkung? Es steht mir nicht zu, das zu entscheiden. Man bekommt Rückmeldungen, früher viel mehr als jetzt. Ich habe mich überlebt. Man wird heute so alt. Und es macht auch nichts, es hat viele Vorteile. Manche sagten, meine Bücher hätten sie geprägt, hätten ihnen etwas gebracht. Aber ich bin nicht der Albert Schweitzer der Sensibilisierung.

Was ich sicher überwinden half – und das war auch nötig – sind zwei Haltungen. Einerseits: «Wenn ich das Wort Kultur höre, ziehe ich meinen Revolver», die grobschlächtige Ablehnung jeglicher Kultur. Das Zitat hat man immer Göring zugeschrieben, es stammt aber vom Nazi-Schriftsteller Hanns Johst, aus dem Theaterstück *Schlageter*, das 1933 grossen Erfolg hatte. Und auf der anderen Seite eben: «Die Musik spricht für sich selber.» Solche Sprüche werden heute kaum mehr gebraucht. Man hat offenbar nicht mehr das Bedürfnis, sie zu verwenden, blamiert sich sogar ein bisschen damit. Wenn sich das Bewusstsein ändert, ändert sich manches auch real. Sicher nicht so viel, wie man 1968 meinte.

Sie haben auch enorme Veränderungen in den äusseren Bedingungen der Musikpädagogik miterlebt.

Ich war 14 Jahre in einem Haus, das in der Kriegszeit, 1941, eingeweiht worden war, das Konservatorium Bern. Es war gottvergessen ringhörig. Das erschwerte alles enorm, schon den Stundenplan, damit man nicht das Cembalo neben den Posaunen hatte. Es gab auch oft Unfrieden. Dann wurde in Luxemburg die erste Musikschule gebaut, deren Räume komplett schallisoliert waren. Als Generalsekretär der europäischen Conservatoires und Musikhochschulen wurde mir das vorgeführt. Aber ich musste

dann sagen: Ich möchte nicht in einer Musikschule wirken, wo man gar nichts hört von den anderen.

Als ich als Drittklässler zum ersten Mal ins Konsi kam, nicht zum Unterricht, ich sollte nur Zeichnungen für den Schriftsteller Ernst Wiechert abgeben, war das übrigens auch ein Urerlebnis für mich: dieses Haus voller Musik; dass es so viele Leute gab, die ein Instrument spielten! Im Emmental war ich weit und breit der einzige mit meinem Cello. Ich musste zwei Kilometer laufen bis zur Lehrerin, und wenn ich bei Bauern vorbeikam, sagten die immer: «Wo willst du hin mit deiner Bassgeige?» – «Das ist keine Bassgeige, das ist ein Cello.» – «Wie lange musst du üben, bist du es kannst?» – «Casals übt jeden Tag acht Stunden und der ist jetzt schon 75!» Die dachten bestimmt: Der Bub spinnt ein bisschen.

In Ihren Büchern aus den Achtzigerjahren kommen viele Probleme zur Sprache, die man für heutige hält: Es wird überall gespart. Es werden immer die gleichen Kinder gefördert und an anderen geht die Förderung völlig vorbei. Die Politik schien damals so uneinsichtig wie nie.

Als ich meine ersten Bücher schrieb, war Hochkonjunktur. Es war Geld da und man dachte, man könne es bloss noch umlenken in die Kultur. Aber die Politiker hatten den schrecklichen Spruch: Man muss das Wünschbare vom Notwendigen unterscheiden. Ich erwiderte: Die Musik ist notwendig. Da hielten mich einige schon für verrückt.

Sind Sie ein Rufer in der Wüste?

Es scheint so – was nicht heisst, dass es auch so ist. Ich bin kein Rufer, meine Tonalität ist die stille Ironie des *mezzo voce*. Und in der Wüste gibt es Oasen.

Neuerdings führen Sie den Blog urs-frauchiger.ch, eine Oase in der Buntheitswüste des Internets. Warum?

Das Schöne am Blog ist, dass man Platz hat. Ich mache jeden Tag einen Eintrag. Schlechte Aphorismen wollen immer eine «Message» durchbringen und etwas behaupten, werten. Ein guter Aphorismus wirkt durch das, was diejenigen daraus machen, die ihn lesen.

Favoriser l'ouverture d'esprit

Résumé: J.-D. Humair — A 80 ans passés, Urs Frauchiger a eu une vie professionnelle remplie et variée: violoncelliste, membre du Quatuor Reist, enseignant de musique, responsable du service musical de la Radio suisse alémanique, directeur du Conservatoire de Berne et directeur de Pro Helvetia, il a, en parallèle, toujours été écrivain. Selon lui, absolument tout ce qu'on fait – ou qu'on devrait faire – dans ce genre de métiers est de la sensibilisation.

Cela fait 60 ans qu'il a commencé à jouer dans les écoles avec son quatuor à cordes. Les enseignants de l'époque demandaient aux musiciens de dire quelques mots de leur musique, et Urs Frauchiger était désigné par les autres pour ce rôle. Plus tard, on lui demanda le même genre de présentations pour des orchestres, des festivals, etc.

Selon lui, tout être humain est sensible, mais il faut développer ses sens dès l'enfance. Pour cela, le rôle de la mère est primordial, mais aussi celui du père et des grands-parents. Il s'agit pour eux de développer l'empathie – un état d'esprit qui tend à disparaître dans notre société en général, et déjà dès l'enfance. Il s'agit aussi de rendre l'enfant attentif: «regarde tout ce que le monde a à offrir, peut-être y a-t-il là quelque chose pour toi?»

Urs Frauchiger préfère toutefois le terme «transmettre» à celui de «sensibiliser», même si ce dernier est plus à la mode. L'être humain étant par nature sensible, il n'est pas nécessaire, au sens strict, de le sensibiliser plus encore. Dans l'un de ses livres, il propose aux parents de rendre leurs enfants attentifs aux sons de la maison au moment du coucher: ils

peuvent inventer une histoire impliquant par exemple la voisine madame Meier qui prend un bain – avec de la mousse –, à Huber qui fait sortir son chien, etc. Selon lui, quand on a appris à écouter, on est capable de discerner si quelqu'un ment. Et il prétend que Trump n'aurait obtenu aucune voix si les électeurs américains l'avaient juste écouté.

Lors de ses études au conservatoire, si ses professeurs étaient excellents, ils demandaient surtout à leurs élèves de jouer, pas d'écouter. Pourtant, Urs Frauchiger rappelle combien il est important d'écouter son instrument, d'entendre avant même de jouer.

Dans une émission de radio qu'il animait, il ne donnait jamais les titres des œuvres qu'il passait. Des magasins de musique l'appelaient et lui chantaient des airs que leurs clients leur avaient chantés et qu'ils ne reconnaissaient pas. Pour lui, c'était un signe de succès: la musique était transmise par elle-même, pas via une étiquette.